

WALLACE SHAWN
Nachtgedanken



Wallace Shawn, geboren 1943 in New York City, studierte in Havard und Oxford Philosophie, Geschichte und Politik. Bekannt wurde er als Drehbuchautor für Louis Malle und als Verfasser zahlreicher Theaterstücke, u. a. *Das Fieber* (1990). »Shawn ist einer der wichtigsten Autoren dieser Tage, weil er die Ruhe stört. Eine Ruhe, an der das System krepieren wird, wenn es sich nicht selbst als Feind erkennt.« (*Der Spiegel*)

Als Schauspieler debütierte er 1979 in *Manhattan* unter der Regie von Woody Allen. 2001 wurde Shawn in die American Academy of Arts and Sciences und 2006 in die American Academy of Arts and Letters gewählt.

WALLACE SHAWN NACHTGEDANKEN

Aus dem Amerikanischen von
Joachim Kalka



ALEXANDER VERLAG BERLIN

Erste Auflage

© by Alexander Verlag Berlin 2020

Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, D-14008 Berlin

info@alexander-verlag.com · www.alexander-verlag.com

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem
Titel *Night Thoughts* bei Haymarket Books, Chicago

© 2017 by Wallace Shawn

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Antje Wewerka

Redaktion: Marilena Savino

Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: Bookpress.eu

ISBN 978-3-89581-525-6

Printed in the EU (March) 2020

MORD

Nachts. Ein Hotel. Ein dunkles Zimmer in einem oberen Stockwerk. Draußen meilenweit leere Straßen, stumm, grau, wie graue Felder im Winter. Drinnen bin ich allein in einem sehr kalten Raum mit einer summenden Minibar. Durchs Fenster kann ich tief unten auf der Straße zwei dünne, einsam dahinwandernde Männer sehen, der eine hat den Hut in flottem Winkel auf den Kopf gedrückt. Dann mache ich eine schwache Lampe an und starre auf die Zeitung, und mein Blick geht wie immer zu den Geschichten über Verbrechen, zu den Morden. Ein Verbrechen aus Leidenschaft – Eifersucht, Furor –, ein Körper stürzt in der Dusche hin. Merkwürdige Todesfälle in einer ruhigen Vorstadt – eine seltsame Waffe – ein Serienmörder? Meine Sinne erwachen, meine Lethargie verschwindet. Man schreibt über mich. Nun ja, nein, nicht über mich, nicht ganz, noch nicht. Aber ich weiß, während ich lese, dass ich nicht als Opfer lese, ich lese als Mörder.

In einem Gerichtssaal; es wird ein Einbruch mit ungewollter Wendung verhandelt. Der Dieb war im

Haus, als der Besitzer überraschend heimkam. Der Dieb war mit einem Messer auf den Mann losgegangen, und als man ihn fragte: »Warum haben Sie 38 Mal auf ihn eingestochen, wo Sie doch wussten, dass er nach dem ersten Mal schon tot war?«, antwortete er darauf: »Ich weiß nicht.« Es scheint, als sagten Mörder immer »Ich weiß nicht«, sofern sie nicht sagen: »Ich kann mich nicht mehr erinnern, was da geschehen ist.«

Dann im Fernsehen eine andere Art von Mord. Hellgekleidete Studenten in Blutlachen, ihre Bücher liegen auf der Straße verstreut. Der Islamische Staat. Eine Maschinenpistole. Schreie. Schluchzen. Ein arabisches Imperium im 14. Jahrhundert?

Das Hotel selbst ist trotz des toten, ruinierten Viertels – nichts als Glasscherben und im Wind treibende Fetzen – recht prächtig, mit imposanten Ballsälen, als lebten wir im 19. Jahrhundert. Vor nicht langer Zeit hatten junge Leute aus einer Hochhaussiedlung in der Nachbarschaft eine ziemlich große Summe aufgebracht, um in Smokings

und Abendkleidern in einem solchen Ballsaal ein Fest zu feiern. Im Verlauf der Party dachte einer der Jungs, ein anderer habe mit seiner Freundin geflirtet. Es kam zu einem Kampf und die Party endete in Tod und Gefangenschaft – ein Junge für immer dahin, ein anderer in Handschellen weggeschafft.

NACHT

Der Fernsehschirm kehrt immer wieder mit verrückter Obsessivität zum Gesicht Trumps zurück. Mein Gott – hört das denn nie auf? Ich schalte den Fernseher ab, mache das Licht aus. Als ich einzuschlafen versuche, springt mich immer wieder das Gesicht von Trump an, dann verblasst es langsam, und ich denke über mich selbst nach, den Lauf meines Lebens. Worte und Gedanken der Vorfahren – meiner Eltern, ihrer Freunde, der Autoren von Büchern, die vor langer Zeit geschrieben worden sind – dringen zu mir.

Sie wiederholen und wiederholen wie aus eigenem Antrieb Wörter, Gedanken, Namen, bestimmte Formulierungen – manchmal auch Bilder. Meine Kind-

heit liegt sehr, sehr nahe. Ein erschreckend magerer Mann mit dünnem Haar, der in einem grauen Anzug mit einer langen Zigarette in der Hand an einem Fenster steht, das vor Spiegelungen flirrt – er redet mit großem Nachdruck – es geht um Beethoven...

Von Anbeginn Glück gehabt. Leute wurden bezahlt, damit sie sich um mich kümmerten. Wir wohnten in einem großen Apartmenthaus in einer sehr großen Stadt, und wenn meine Mutter wollte, dass etwas Schweres aus einem Zimmer in ein anderes geschafft wurde, oder wenn sie glaubte, die Geschirrspülmaschine mache ein merkwürdiges Geräusch, dann rief sie den Hausmeister an, und jemand erschien und regelte die Sache. Bücher und Musik ganz von Anfang an.

Bücher und Musik. Niemand sagte das jemals ausdrücklich zu mir, aber ich setzte es voraus: Mein Vorhaben in dem Leben, das sich vor mir auftat, war, dass ich versuchen würde, glücklich zu sein. Das wäre meine wichtigste berufliche Verantwortung. Ich würde jeden Tag aufwachen und versuchen, glücklicher zu werden.

Aus verschiedenen Gründen sollte sich herausstellen, dass meine Freunde und ich allesamt das wurden, was man vor einigen Jahrzehnten »soziale Absteiger« nannte. Unsere Stellung in der Gesellschaft ist ein wenig niedriger als die unserer Eltern.

Als ich heranwuchs, ging mein Vater niemals in Lebensmittelläden, um einzukaufen. Das taten andere für ihn. Er ging niemals mit einer großen Tüte Einkäufe vom Lebensmittelgeschäft nach Hause. Nie ging er die Treppe zu seinem Apartment hoch und trug dabei eine Einkaufstüte. Ich wohne in einem kleinen Gebäude, wenn etwas mit der Elektrizität oder der Wasserleitung nicht stimmt, kann ich keinen Hausmeister anrufen, damit er jemanden vorbeischickt. Trotzdem hat mein Glück angehalten. Ich wohne in einem ruhigen, stillen Stadtteil. Ich schreibe. Ich lese. Ich besuche Freunde. Ich gehe in Konzerte. Ich gehe in Restaurants.

Als ich zwanzig war, erfuhr ich von dem Leben, das Menschen am japanischen Kaiserhof im 11. Jahrhundert führten. Dies wurde ausführlich in der *Geschichte vom Prinzen Genji* von Murasaki Shikibu und dem *Kopfkissenbuch einer Hofdame* (einer Art Tagebuch) der Sei Shōnagon beschrieben. Ich spürte gleich, dass das etwas für mich war – Frauen und Männer, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun hatten als nachzudenken und über Liebe und Schönheit zu reden. So schien es wenigstens. Sie ruhten nebeneinander auf Kissen und schrieben Briefe und Gedichte vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, auf parfümiertem Papier in vielen Farben. Jedenfalls schien das ein erstrebenswertes Leben.

ÄNGSTE

Natürlich beunruhigt es mich, was aus meiner Spezies geworden ist – der Spezies, die wahnsinnig wurde und den Planeten zerstört hat. Es ist unglaublich, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, wie geachtet und bewundert das Menschentier einmal gewesen ist. Es ist, als wäre der alte Hund der Familie, einst von allen geliebt, plötzlich tollwütig geworden, seine Schnauze schaumbedeckt, seine bloße Gegenwart entsetzlich. Und natürlich beunruhigt mich – warum sollte ich es leugnen? – in hohem Maße der Islamische Staat, es beunruhigen mich all die Anhänger von Osama bin Laden und die Anhänger der Anhänger, die verrückten Bin-Ladenisten, die sich jetzt in feindselige Fraktionen aufspalten. Mich ängstigt all das, was sie tun könnten, die radioaktiv kontaminierten Bomben, das Giftgas. Manchmal frage ich mich, ob dieses Individuum bin Laden tatsächlich etwas mit dem furchtbaren Tag im Jahre 2001 zu tun hatte. Wer weiß? Die meisten Beweise, von denen die Rede ist, scheinen von Menschen zu stammen, die man gefoltert hat – wie kann man dem glauben? Aber es scheint festzustehen, dass bin Laden sich gefreut hat über das, was an jenem Tag geschah. Jedenfalls haben wir ihn zum Symbol dafür gemacht.

Irgendjemand musste es ja sein. Und so musste er getötet werden. Offensichtlich. Jetzt sind seine Anhänger stärker denn je, und es ist fürchterlich, es wird einem schlecht bei dem Gedanken, dass da draußen in der Welt Menschen sind, die mir gerne wehtun würden, die mich gerne auslöschten, ob sie nun neben mir auf dem Flughafen in der Schlange stehen oder im Jemen in der Wüste ein Komplott schmieden. Es ist ein schrecklicher Gedanke.

Mich beunruhigt auch die Frage der »Moral« – kein Wort, das man besonders oft in Unterhaltungen hört, das stimmt schon, aber sowohl meine Eltern als auch meine Lehrer in der Schule waren große Anhänger dieser Vokabel. Sie liebten die Moral. Ich frage mich manchmal: Welcher seltsame Dämon würde wohl ein Tier erschaffen, das zu sich selbst sagen könnte: »Ich tue das, und ich will es tun, und ich bin froh, dass ich's tue, aber eigentlich sollte ich es nicht tun, weil es nicht ›recht‹ ist, es ist ›falsch‹.« »Recht« und »Falsch« waren wie zwei kleine Glöckchen, die in der Wohnung meiner Eltern ständig angeschlagen wurden. Und wenn ich jetzt meinem Leben nachgehe, klingeln sie immer noch in meinem Kopf, und ich frage mich manchmal – ping –, ob nicht an der Art und Weise, wie ich lebe – ping –, irgendwie etwas »falsch« sein könnte – ping ping.

ZIVILISATION

Als ich Ende zwanzig war, besuchte ich eine kleine, dunkle Wohnung in einem Bohemenviertel, und sie war viel schäbiger als die Wohnungen, in denen meine Freunde und ich aufgewachsen waren. Das winzige Waschbecken im Bad sah nicht einmal so aus, als hätte ein Installateur es eingebaut. Die Enge und die Dunkelheit machten mir Angst, und als ich die Wohnung betrat, fühlte ich mich äußerst unbehaglich, doch nach einer Weile wirkte sie eher warm und gemütlich, und ich fühlte mich recht wohl dort, vielleicht wohler, als ich mich je irgendwo anders gefühlt hatte, weil mich die mysteriöse, reizvolle Frau anzog, die hier wohnte. Sie kümmerte es offensichtlich nicht, dass es hier so eng und dunkel war – sie schien der Ansicht, dass es hier doch gar nicht so schlecht war. Sie konnte hier lesen. Sie konnte sogar kochen – und sie kochte höchst appetitliche Dinge. Sie konnte Musik hören – sie hatte viele Schallplatten –, aber sie schockierte mich, als sie schließlich sagte, sie glaube, die Zivilisation sei vielleicht ein Fehler gewesen, ein Fehler von Anfang an. Wie bitte? Mein Gott – eine derart verstörende Bemerkung. Ich war verwirrt und beunruhigt und konnte nicht begreifen, was um alles in der Welt sie

damit sagen wollte. Die Zivilisation? Die Zivilisation konnte doch nur etwas Gutes sein, von meinem Standpunkt aus betrachtet. Ohne die Zivilisation hätten ja all die Dinge, die mir am Herzen lagen – und die tatsächlich auch ihr am Herzen zu liegen schienen –, gar nicht existiert: keine Bücher, keine Musik, kein Bohemenviertel, nicht einmal eine Stadt. Sie war in die Stadt gezogen, um dort eine Freiheit zu finden, die es ohne Zivilisation gar nicht geben konnte. Selbst die Beziehung, die gerade zwischen uns beiden begann, wäre ohne die Zivilisation nicht möglich gewesen.

Und ich erinnerte mich immer noch an die eindrucklichen Bilder, die in meiner Fantasie aufgestiegen waren, als ich ein kleiner Junge war und eine meiner Lehrerinnen von dem wunderbaren fruchtbaren Erdreich gesprochen hatte, das entstand, wenn der Nil über die Ufer trat. So viele Herrlichkeiten waren aus der Fruchtbarkeit dieses außergewöhnlichen Schlammes erwachsen – Pyramiden, Malereien, erstaunliche Skulpturen ... Und ich erinnerte mich an die Formulierung: »Zivilisation bedeutet Spezialisierung.« Die brillante Idee, dass der Sandalenmacher kein Getreide anbauen muss, weil er seine Nahrung von dem Bauern bekommt, bei dem er die Sandalen eintauscht, und der Pharao nichts anzubauen braucht

und auch keine Sandalen schustern muss, weil der Bauer und der Sandalenmacher ihm Steuern zahlen, damit er der Pharao sein kann und Nahrung und Sandalen kaufen und Maler und Bildhauer bezahlen kann. Unglaublich klug. Und ich erinnerte mich daran, was der furchterregend magere alte Mann mit dem dünnen Haar gesagt hatte (in diesem Zimmer voller Aschenbecher und Whisky), etwas in der Art, dass die gesamte Zivilisation ihre Berechtigung darin fand, dass sie am Ende Beethoven hervorgebracht hatte, dessen Werk eine Schönheit besaß, die eine Form des Absoluten darstellte – nichts zu erwidern, nicht zu leugnen. Trotzdem musste ich an das, was mir die Frau in jener Wohnung gesagt hatte, noch nach Wochen denken, nach Jahren. Es ließ nicht ab von mir, es beunruhigte mich, und ich dachte immer wieder darüber nach. Und etwa zwei Jahrzehnte später stand sie neben mir auf einem Platz in Ostberlin, und wir lasen das in Stein gemeißelte Gedicht »Fragen eines lesenden Arbeiters« von Brecht:

Wer baute das siebentorige Theben?

In den Büchern stehen die Namen von Königen.

Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? ...

In seinem Gedicht legte Brecht sich mit »den Büchern« an. »Die Bücher« sprachen von den Königen.

Die Bücher, die Brecht gelesen hatte, und die Bücher, die ich gelesen hatte, rühmten die Könige der ungeheuren Städte wegen, die sie gebaut hatten, der Städte mit den Toren und Türmen und Bögen. Für die Verfasser von Büchern und Leser von Büchern war die Zivilisation etwas Großartiges. Wie herrlich, vor diesen wundervollen Monumenten der Technik und Gestaltung zu stehen! Aber es war eine Lüge, dass die Könige diese Städte gebaut hatten. Sie hatten sie nicht gebaut. Und für die Bauern und Sklaven und Kriegsgefangenen, welche sie tatsächlich gebaut hatten, mochte die Zivilisation nichts besonders Großartiges gewesen sein.

Wie sich mehr und mehr Jahre meines Lebens aneinanderreichten, konnte ich nach und nach die Vergangenheit in der Gegenwart sehen, direkt vor mir, immer deutlicher – die sogenannte »Geschichte der Zivilisation«. Sie wiederholte sich jeden Tag vor meinen Augen. Ich hatte sie bereits in der Kindheit gesehen – wie wir alle –, die Schrecken des Spielplatzes, die Schrecken des Schulhofs. Das größere, stärkere Kind – das Kind, welches Glück hat: das Glück der zusätzlichen Kraft – konnte das schwächere Kind zwingen, seinem Willen nachzukommen. Der Schokoriegel musste abgegeben werden, und man konnte eigentlich nichts dagegen tun. Wir lernten die simple Lektion: Stärke besiegt

Schwäche – unter Löwen, unter Elchen, unter Jungen und Mädchen. Männer werfen Frauen zu Boden, und in diesem Augenblick beginnen sie zu glauben, die Frauen seien ihnen unterlegen – intellektuell, menschlich. Die mit den Gewehren stellen fest, dass sie die mit den Speeren leicht besiegen können, und sie beginnen zu sagen, dass diese so leicht Besiegten »Wilde« seien, ignorante Wilde, die es verdienten, versklavt zu werden.

Für die Glücklichen am Ufer des Nils, die Glücklichen, die zur rechten Zeit am rechten Ort waren, wenn der Nil über die Ufer stieg, war das alles wunderbar. Fruchtbare Land. Man konnte mehr ernten, als man brauchte – ein Überschuss! Unglaublich! Sollte man nun den Überschuss mit denen teilen, die weiter vom Fluss entfernt lebten und deren Erde weniger fruchtbar war? Nein! Wir teilen nicht, tatsächlich werden wir den Überschuss unter anderem zur Ernährung einer Armee verwenden, die uns verteidigt, falls irgendjemand nicht mit unserem Plan einverstanden ist, den ganzen Überschuss für uns selbst zu verbrauchen. So gaben die glücklichen Menschen im Besitz des Überschusses alles an ihre Kinder weiter, an ihre Freunde, an die Kinder ihrer Freunde. Nachdem all das geschehen war – nun ja – da konnte man ebenso gut mit der Ausbeutung